



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schoeler, Heinrich von: Über den Begriff des Dämonischen bei Goethe :
(Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zieht sich, wie man sieht, doch die allmähliche Befreiung der ganzen bosnischen Bauernschaft. Was aber deren Erziehung zu modernen Landwirten anlangt, so werden dem etwas josephinischen Verfahren der Regierung einzelne Härten wohl nicht fehlen; ebenso mögen solche bei der Einführung der Geldwirtschaft an Stelle der Naturalwirtschaft mit untergelaufen sein, und auch die Festlegung der Besitzverhältnisse mag solche mit sich geführt haben. Aber wenn man auch an der amtlichen Darstellung die durch die Kritik gebotenen Abzüge und Zusätze macht, so bleibt doch noch Ruhm genug für die österreichische Landesregierung. Die Einwendungen, die Mikaschinowitsch gegen sie erhoben hat, wird sie mit Vorteil im einzelnen selber prüfen, um aus ihnen Nutzen zu ziehn, so feindselig auch die Gesinnung ist, aus der dieses Pamphlet gegen die leitenden Leute, Herrn von Kallay und Rutschera, hervorgegangen ist. Das Gesamturteil, das Mikaschinowitsch über die bosnisch-herzegowinische Landesregierung fällt, erweist sich aber an der Hand der vorliegenden Akten als gänzlich verfehlt. Wenn auch spät und langsam sucht man hier das zu verwirklichen, was der ruhmvolle erste Organisator dieses österreichischen Neulandes, Herzog Wilhelm von Württemberg, gefordert hat; und wenn er heute wieder in das Land käme, das er im Unmut verlassen und bis zu seinem Tode nicht mehr gesehen hat, würde er gewiß mit Genugthuung anerkennen, daß Österreich wenigstens auf einem guten Wege ist zur Lösung der hier übernommenen Kulturaufgabe. Ihre Lösung wäre aber nicht nur ein örtlicher Erfolg des Kaiserstaates, sondern würde seinem Einfluß auf der ganzen Balkanhalbinsel in einem hohen Grade zu gute kommen, worüber sich niemand mehr freuen würde als das gesamte deutsche Volk.

Basel

C. Ad. Fezer



Über den Begriff des Dämonischen bei Goethe

Von Heinrich von Schoeler

(Schluß)



Am 24. März desselben Jahres spricht Goethe das entscheidende, zusammenfassende Wort: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß des Dämonischen, und er muß nur immer aufpassen, daß sein leitender Wille nicht auf Abwege gerate.“

Wir gelangen damit zum zweiten Punkte der Goethischen Wesensbestimmung des Dämonischen: nämlich daß es in den Personen als mächtiger Naturinstinkt wirke. „Das Dämonische wirkt sich gern in bedeutende Individuen, erklärt er am 8. März 1831, vorzüglich, wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.“ „Auch wählt es sich meist etwas dunkle Zeiten: in einer klaren, profaischen Stadt wie Berlin fände es keine Gelegenheit, sich zu manifestieren“ (30. März 1830). Und am 6. Dezember 1829, in einem Gespräch über den zweiten Teil des Faust, entwickelt er eine eigentümliche Theorie über das Erscheinen des Dämonischen in den Personen.

„Goethe war eine Weile in stilles Nachdenken versunken, erzählt Eckermann, dann begann er folgendermaßen: »Wenn man alt ist, denkt man über die weltlichen Dinge anders, als da man jung war. So kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß die Dämonen, um die Menschheit zu necken und zum besten zu haben, mitunter einzelne Figuren hinstellen, die so anlockend sind, daß jeder nach ihnen strebt, und so groß, daß niemand sie erreicht. So stellten sie den Raffael hin, bei dem Denken und Thun gleich vollkommen war; einzelne treffliche Nachkommen haben sich ihm genähert, aber erreicht hat ihn niemand. So stellten sie Mozart hin als ein Unerreichbares in der Musik. Und so in der Poesie Shakespeare. Ich weiß, was Sie mir gegen diesen sagen können, aber ich meine nur das Naturell, das große Angeborne der Natur.« Bei mir selbst aber dachte ich im stillen, fügt Eckermann treffend hinzu, daß auch mit Goethe die Dämonen so etwas möchten im Sinne haben, indem auch er eine Figur sei, zu anlockend, um ihm nicht nachzustreben, und zu groß, um ihn zu erreichen.“

Von hohem Interesse ist es, die Persönlichkeiten kennen zu lernen, die Goethe für besonders dämonische Naturen hielt. „Napoleon war es im höchsten Grade, sodaß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist.“ (2. März 1831.) „Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attraktiva in großer Masse besessen, sodaß ihm besonders die Frauen nicht haben widerstehn können.“ (8. März 1831.) Auch Mirabeau hielt Goethe für eine eminent dämonische Natur. „Die Hauptsache ist, stellt er fest (17. Februar 1832), daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen. Mirabeau hatte daher vollkommen Recht, wenn er sich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente, wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodaß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichnete Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höhern Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben, daß er es verstand, mit andern und durch andre zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe.“

Mit Erstaunen vernehmen wir, daß dem Großherzog Karl August in hohem Grade ein dämonisches Wesen eigen war. „Auch der verstorbne Großherzog, berichtet Goethe (2. März 1831), war dämonischer Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eignes Reich ihm zu klein war und das größte ihm zu klein gewesen wäre.“ Nach dieser Schilderung können wir nicht zweifeln, daß Goethe sicherlich auch Kaiser Wilhelm II. zu den dämonischen Naturen gerechnet haben würde, wie er eine solche ja auch schon Friedrich dem Großen zugesprochen hatte. Einige Tage später (am 8. März 1831) kommt Goethe noch einmal auf das dämonische Wesen Karl Augusts zurück: „Beim verstorbnen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehn konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig oder freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rat unternahm, glückte mir, sodaß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichten, ihn nur zu fragen

brauchte, was zu thun sei, wo er es denn instinktmäßig aussprach und ich immer im voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte. Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höhern Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ, so wußte er mit sich nichts anzufangen, und er war übel daran.“ Als hochgradig von dämonischem Geist besetzte Naturen nennt Goethe ausdrücklich Benvenuto Cellini und Filippo Neri.

Was die selbstgeschaffnen Gestalten seiner dichterischen Phantasie anlangt, so haben wir schon gesehen, daß Goethe dem Egmont eine dämonische Natur beimißt. Es ist nun interessant, aus Goethes eignem Munde zu erfahren, daß er der so markant-diabolischen Figur des Mephistopheles doch entschieden ein dämonisches Wesen abspricht, ein solches hingegen ausdrücklich — dem Homunculus beilegt! Auf die direkte Interpellation Eckermanns, ob nicht Mephistopheles dämonische Züge habe, antwortet Goethe (2. März 1831) resolut: „Nein! Der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft.“ Aus andern Stellen erfahren wir denn auch, daß Goethe als den Hauptcharakterzug des Mephistopheles die Ironie bezeichnet. Hingegen erklärt er (16. Dezember 1829) den Homunculus für ein Wesen, dessen Sache das Räsonnieren nicht ist, sondern der handeln will: Wagners Fragen über unbegreifliche Dinge lehnt er deshalb ab und ist auch dem Mephistopheles durch seine Tendenz zum Schönen und förderlich Thätigen überlegen. Als ein Wesen, dem die Gegenwart durchaus klar und durchsichtig ist, sieht Homunculus das Innere des schlafenden Faust: „Solche Geisterwesen, erklärt Goethe, die durch eine vollständige Menschwerdung noch nicht verdüstert und beschränkt worden, zählt man zu den Dämonen!“ Aus dieser spiritistisch angehauchten Stelle könnte man schließen, daß Goethe geradezu beabsichtigt habe, im Homunculus ein dieser seiner Idee von den Dämonen entsprechendes Wesen dichterisch zu erschaffen und handelnd in sein Werk einzuführen. Züge, die für die Goethische Auffassung des Dämonischen charakteristisch sind, offenbart das phantastische Gebilde unzweifelhaft in seinen Aussprüchen: „Natürlichem genügt das Weltall kaum,“ und: „Dieweil ich bin, muß ich auch thätig sein!“ Und wie steht es mit „Faust“ selbst? „In meiner Natur liegt das Dämonische nicht, erklärt Goethe am 2. März 1831, aber ich bin ihm unterworfen.“

Endlich glaubte Goethe besonders in der Kunst das Wirken einer dämonischen Kraft zu verspüren. „In der Poesie ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, sagt er im März 1831 zu Eckermann, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommen, und die daher auch über alle Begriffe wirkt.“ Goethe steht also ganz auf dem Standpunkte Schellings, der das Unbewußte für den Grundtrieb, für den schöpferischen Drang in jedem Kunstschaffen bei der Konzeption des Kunstwerks, das Bewußte dagegen nur für etwas Technisches erklärt hatte. „Jede Produktivität höchster Art, äußerte sich Goethe ganz in diesem Sinne am 11. März 1828 bei einem Gespräch über den Hamlet von Shakespeare, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in niemands Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen

hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm thut, wie es ihm beliebt, und dem er sich bewusstlos hingiebt, während er glaubt, er handle aus eigenem Antriebe.“ Jeder Sachkundige wird hierin wohl dem Altmeister beistimmen, wir haben in der Litteratur von bekannten Schriftstellern zahllose Bestätigungen dieser Auffassung. Ich will aus der jüngsten Zeit nur an die interessanten „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“ von Paul Heyse erinnern, sowie an den kürzlich veröffentlichten Brief Ernst von Wildenbruch an die Uhrmachergilde: „Das werdende Werk liegt wie ein mit geheimnisvoll eigenem Leben erfüllter Organismus in der Seele des Künstlers, keimend und sich selbst ausarbeitend, in einem Dunkel, in das kein Auge dringt, sodaß niemand, auch der Schöpfer des Werkes selbst nicht, sagen kann, dies ist mein Bewußtsein, was da gearbeitet hat, dies ist das Werk selbst, das mir entgegengekommen ist.“

Diese unbewußt thätige Einbildungskraft und die Macht des Übersinnlichen äußern sich nach Goethes Ansicht am auffallendsten in der Musik: „Das Dämonische erscheint in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die alles beherrscht, und von der niemand in stande ist, sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Kultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.“

Überblicken wir das bisher Gesagte, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf die Lippen: Was also ist nun das Dämonische? Was denkt sich Goethe eigentlich dabei? Es dürfte wohl schwer fallen, darauf eine präzise Antwort zu finden, und man wird Bielschowsky Recht geben müssen, der über die in Rede stehenden Goethischen Auseinandersetzungen sagt: „Bei der Unbestimmtheit des weder göttlichen noch teuflischen Wesens, das durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist, und das ihm auch das Unbelebte zu durchdringen schien, war es ihm unmöglich, mit allen Darlegungen etwas Deutliches und Faßliches auszusprechen. So viel läßt sich jedoch erkennen, daß es beim Menschen eine dunkelwirkende Macht ist, die ihn mit unbegrenztem Zutrauen zu sich selbst erfüllt und dadurch ihn ebenso zu großer erfolgreicher That befähigt, wie sie ihn in Unheil oder Verderben führt.“ Jedenfalls befriedigt uns am wenigsten die nüchterne Auffassung, wie sie Möbius in seinem berüchtigten Buche „Über das Pathologische bei Goethe“ zur Geltung zu bringen sucht, das hohe Schicksalsgefühl Goethes rationalistisch zu zerpfücken und das Dämonische zu einer leeren Fiktion zu verflüchtigen.

„Es ist nur Schein, sagt Möbius, daß wir vollkommen getrennte Individuen sind. Wie wir in materieller Auffassung nur Teile eines Systems sind, die Materie durch uns hindurchtritt, materielle Bewegungen ungehindert durch das Ganze gehn, so sind wir auch in geistiger Beziehung in ein Ganzes eingepflanzt und nehmen an seinem Leben teil, leben und handeln als seine Organe. Im normalen oder Durchschnittszustande merken wir von unsrer thatfächlichen Verbindung untereinander und mit dem Ganzen nichts, in pathologischen Zuständen aber und besonders beim Genie reißen sozusagen für Augenblicke die uns umhüllenden Wolken, es kommt zu einem Handeln und

Erleiden ungewöhnlicher Art, der Einfluß des für uns Unbewußten außer uns wird fühlbar. So kommen die Eigenschaften und Ereignisse zustande, die wir je nach ihrer Erscheinung bald als wunderbar, bald als dämonisch zu bezeichnen geneigt sind. Sie fallen ebenso wie das Gewöhnliche in den gesetzlichen Zusammenhang der Dinge, es liegt nur an unsrer Unkenntnis, daß wir ihre gesetzlichen Beziehungen nicht verstehn.“ Nun, mit dergleichen hausbacknen Rasonnements läßt sich einem Goethischen Wort und einer großzügigen Goethischen Konzeption nicht beikommen; ganz abgesehen davon, daß auch Möbius mit seiner Idee, daß wir „als Organe eines geistigen Ganzen leben und handeln,“ auf ein nicht minder mystisches Gebiet gerät und im übrigen mit seinem Rechenexempel doch die fascinierende Wirkung, wie sie von der Persönlichkeit (z. B. Napoleons) oder den Werken eines Menschen (etwa Michelangelos) ausgeht, nicht zu erklären vermag. Zudem, wenn uns auch Filtsch überraschend neue Beziehungen Goethes zur Religion gezeigt und Max Seiling uns kürzlich das nahe Verhältnis unsers größten Dichters zum Okkultismus enthüllt hat, woraus hervorgeht, daß es wenige mystische Dinge und okkulte Phänomene giebt, zu denen Goethe nicht irgendwie in Beziehung gestanden, ja die er nicht sogar selbst erlebt habe, so ist es doch sonnenklar, daß es sich bei dem Goethischen Begriff des Dämonischen keinesfalls um etwas Pathologisches, etwa um eine finstere Ausgeburt der Dämonomanie handelt, sondern um eine rein künstlerische Konzeption, da sie mit der grandiosen Plastik seines Denkens und mit dem Vermögen seines Genius, überall bis zu den Wurzeln der Natur zu dringen, im engsten Zusammenhange steht.

In der That läßt es sich nicht leugnen, des alten Hamletwortes von den Dingen, die unsre Schulweisheit übersteigen, eingedenk, daß wir vor einem der tiefsten Probleme stehn, die den menschlichen Verstand beschäftigen können, und daß Goethe mit seiner Vorstellung vom Dämonischen der Welt tiefgründigstes Mystereium berührt — nämlich die zwiespältige Natur ihres Urgrundes! „Das Weltbild, sagt Johannes Volkelt in seinem Werk über Schopenhauer, drängt von zahlreichen wesentlichen Zügen aus mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Annahme, daß der Weltgrund nicht durch und durch vernünftig sei, sondern eine irrationelle Seite als wesentlich und mitentscheidend in sich habe. Ich sehe geradezu einen der heiligen Urgedanken der Menschheit in der Überzeugung, daß der Kern der Welt eine abgrundartige Tiefe, ein Nichtseinsollendes, Verkehrtes, Furchtbares in sich schließt.“ Eben das, was Goethe das Dämonische nennt, und man begreift nun, weshalb er auf die Frage Eckermanns, daß das Dämonische in die Idee des Göttlichen nicht einzugehn scheine, ausweichend antwortet. Dieser dualistische Urgedanke der Menschheit tritt in der That in allen Religionen als Gegensatz des Göttlichen, im Prinzip des Bösen, im Satanismus zu Tage. Diese dem hebräischen Monotheismus ursprünglich fremde Vorstellung nimmt allmählich in den nachexilischen Büchern (besonders unter persischem Einfluß) die Stelle des Zornes Gottes ein, woraus deutlich wird, daß der Satansgedanke thatsächlich in der Gottesidee wurzelt und nichts andres als eine Personifikation des göttlichen Zornes darstellt — eine Auffassung, die besonders von der Gnosis und dem Manichäismus zugelassen wurde. Später tritt der Satansglaube

mehr und mehr zurück und macht der abergläubischen Vorstellung von Dämonen und Plagegeistern Platz. Erst mit dem Auftreten Jesu erhält auch die Teufelsvorstellung wieder mehr Relief und erweitert sich zu einem dem messianischen Reiche gegenüberstehenden Höllestaate des Bösen und der Finsternis, bis sie in der Lehre vom Antichrist ihren Höhepunkt erreicht, gewissermaßen eine Historisierung des Teufelsglaubens. Auch diese Lehre bestätigt den Zwiespalt im Charakter der religiösen Grundvorstellung: denn der Menschwerdung Gottes in Christus entspricht die Menschwerdung des Teufels im Widerchrist, der, gestützt auf die den messianischen parallel laufenden Weissagungen von dem Einfall des Fürsten Sog und des Königs Antiochus Epiphanes, kurz vor der Wiederkehr des Heilands als „falscher Christus“ und Gegenmessias auftreten wird. Diese im Laufe der Geschichte beständig wiederkehrende Idee von einem Zerrbilde des Erhabenen, von einer Karikierung des Idealen, wie sie Goethe selbst in seinem Mephistopheles verkörpert hat, fußt im Grunde auf der Übertragung der dualistischen Gottesvorstellung auf zwei halb menschliche, halb dämonische Mittelpersonen, die auf dem Boden der Menschheit stehn.

Auch durch die gesamte mittelalterliche Philosophie geht die dualistische Auffassung von einem in der Gottheit gleichsam als Unterströmung verborgnen dunkeln Prinzip hindurch und erreicht auf ihrer Höhe in Spinoza und Jakob Böhme einen markanten Ausdruck. In der That spricht Spinoza seinem Gotteswesen Vernunft und Willen ab und unterwirft es der Naturnotwendigkeit als dem obersten Weltgesetz. Auch Jakob Böhme erklärt die ursprüngliche göttliche Wesenheit für eine unbewusste und willenlose, und das Böse ist ihm ein notwendiges Element der Weltentwicklung, als Gegensatz des Guten: er lehrt die Korrelation der Gegensätze. Dieser fatalistische Zug der philosophischen Spekulation erhält in der Prädestinationsidee und in der Leibnizischen Lehre von der prästabilierten Harmonie seinen systematischen Abschluß. Von den neuern Philosophen ist es besonders Schopenhauer, bei dem ein dämonischer Zug in der metaphysischen Grundauffassung des Daseins hervortritt, das seinen Ursprung in etwas Nichtseinsollendem, in einer Urschuld und moralischen Verkehrung hat. Bedenken wir nun, daß gerade Spinoza und Jakob Böhme auf Goethe den tiefsten und nachhaltigsten Einfluß ausgeübt haben, und daß er mit Schopenhauer auch in persönlicher Fühlung stand, so wird es uns nicht wunder nehmen, wenn diese Ausaat als die Idee einer der Welt zu Grunde liegenden schöpferischen und förderlichen, aber auch furchtbaren und lebensfeindlichen Macht in seinem Geiste aufging. Nehmen wir hierzu noch als Grundstimmung Goethes schwärmerische Hinneigung zur griechischen Vorstellungswelt, dann ist die Konzeption seiner Idee des Dämonischen erklärt. Denn bei der Vorliebe Goethes für Symbolik, wo — seiner Definition nach — „das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum oder Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen“ und bei seiner dem hellenischen Geiste so kongenialen Künstlernatur werden wir auf keiner falschen Fährte sein, wenn wir in seinem Begriffe des Dämonischen etwas der altgriechischen (Homerischen) Vorstellung der Moira, dem alles beherrschenden Verhängnisse, Analoges oder den Schicksals-

göttinnen im Sinne der Hesiodischen Theogonie Verwandtes sehen, die den Lebensfaden der Menschen spinnen, ihnen das Lebenslos zuerteilen und unabwendbar ihren Untergang bestimmen. Antik in diesem Sinne gedacht ist die Warnung des Mephistopheles an Faust (I. Teil, Schluß): „Über des Erschlagnen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.“ Aber wir können noch einen Schritt weiter gehn und dort, wo er direkt von (guten oder bösen) Dämonen spricht, deren Macht sich überall fühlbar mache, bald in neckischem Schabernack und schadenfrohen Streichen, bald in glücklichen und förderlichen Eingriffen in unsern Lebenslauf, einen Beleg für seine polytheistische Denkweise finden, durch die er mit künstlerischer Kraft die Emanationen aus dem göttlichen Urgrund der Welt zu plastischen Phantasiegebilden gestaltet. Erklärt er doch selbst ausdrücklich: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist dagegen als Naturforscher, und eins so entschieden wie das andre!“

Goethe liebte es eben, dem prosaisch Reellen das poetisch Symbolische entgegenzusetzen, und es war der Trieb seines Schöpfergeistes, wie schon Merck es treffend bezeichnet hat, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben.“ Das erreicht die dichterische Einbildungskraft durch den Prozeß der Individualisierung, und so wußte Goethe die dunkel wirkenden Naturkräfte, gegenüber dem sich selbst denkenden bewußten Geiste, zu geheimnisvoll zwischen Himmel und Erde schwebenden Übergangsgestalten zu verdichten, Verkörperungen der nur halbbewußten unheilvollen Naturgewalt, als Gegensatz zu dem sich in der Welt realisierenden erhabnen Vernunftprinzip.

Der Untergrund für diese ganze Gedankenwelt Goethes ist sein lebendiges Gefühl für die Tragik der menschlichen Stellung in der Natur, worüber das faustische Wort vom „ganzen Jammer der Menschheit“ ein düstres Schlaglicht wirft! Zugleich aber empfinden wir aus den an Eckermann wiederholt gerichteten Ermahnungen des greisen Titanen, „dem Einfluß des Dämonischen zu widerstehn und sich seiner Macht zu widersetzen,“ etwas von dem Übermenschentum Goethes, die ganze sittliche Kühnheit und Größe seines Wesens, da er das Korrektiv zur dämonisch herrschenden Schicksalsgewalt im schöpferischen Selbstbewußtsein des Menschen findet, das ihn aus dem leidend Unterliegenden zum erkennend Schauenden und durch einen starken Willen über das Leben Triumphierenden erhebt.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

